

SPRACHWISSENSCHAFT



Rhetorik der Selbsttäuschung

Gerd Antos/Ulla Fix/Bettina Radeiski (Hg.)

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Gerd Antos/Ulla Fix/Bettina Radeiski (Hg.)
Rhetorik der Selbsttäuschung

Gerd Antos/Ulla Fix/Bettina Radeiski (Hg.)

Rhetorik der Selbsttäuschung

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: White theatrical masks of a comedy and tragedy
© kapley – istockphoto.com

Das Buch wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des Projekts „Denkstile als kommunikative Paradigmen – Am Beispiel der Wirtschaftsberichterstattung in der DDR vor der Wende“ gefördert.

ISBN 978-3-86596-513-4
ISSN 1862-6149

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Gerd Antos, Ulla Fix, Bettina Radeiski	
Einleitung	7
Kathi Beier	
Paradoxien der Selbsttäuschung – eine philosophische Analyse	21
Bettina Bock, Ulla Fix, Sophia Schleichardt	
Andere täuschen versus sich selbst täuschen	45
Philipp Dreesen	
„Wir haben Einwanderung, aber Deutschland ist kein Einwanderungsland.“ Diskurslinguistische Überlegungen zu möglichen Hinweisen auf Bedingungen von „Selbsttäuschung“	67
Gerd Antos	
„Tarnkappen-Rhetorik“. Zur Rhetorik einer sich selbst überzeugenden Selbsttäuschung	89
Siranus Sarak	
Beharrungstendenz und Begriffsarbeit eines wissenschaftlichen Denkstils. Eine Analyse am Beispiel von Vorworten aus rassenhygienischen Standardwerken	115
Britt-Marie Schuster	
Befangen im Denkstil. Zur „Rhetorik der Selbsttäuschung“ in der Sarrazin-Debatte	137
Bettina Radeiski	
Zur Rhetorik der Selbstverständlichkeit in Denkkollektiven. Am Beispiel der Medienresonanz zur TV-Dokumentation „Der Sturz – Honeckers Ende“	157

Andrea Jäger

Die Macht als (Zeit-)Geist. Gottfried Benns Rede für Hitler 173

Christina Gansel

Zur „gepflegten Semantik“ von Inklusion und Exklusion. Offizielle und nicht-offizielle Wirtschaftskommunikation in der DDR 185

Christoph Boyer

Die Rhetorik der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“. Ein Fallbeispiel für Strategien der (Selbst-)Täuschung 207

Claudia Dittmar

Opfer der eigenen Propaganda. Die Eliten des DDR-Fernsehens und ihre Auseinandersetzung mit dem „Westfernsehen“ 223

Zu den künstlerischen Beiträgen 245

Autorenangaben 255

Einleitung

1.

„Mehr als 90 Prozent aller Professoren halten sich allen Ernstes für überdurchschnittlich gute Pädagogen, und 70 Prozent aller Schüler denken, sie seien klüger als die Mehrheit. Nahezu alle Menschen – Männer wie Frauen – identifizieren sich eher mit einem drastisch geschönten Porträt ihrer selbst als mit einem realistischen Foto. Börsenmakler überschätzen in der Regel ihre analytischen Kenntnisse, Männer ihre Fähigkeiten als Liebhaber.“ (Schnabel, *Die Zeit* vom 08.12.11)

Dieses Kuriositätenkabinett liebenswerter „Lebenslügen“ (vgl. Goleman 1997) ließe sich im „Zeitalter der Hochstapelei“ (vgl. Sloterdijk 2012) leicht um andere Formen privatistischer Selbsttäuschungen ergänzen. Wie aber zuletzt Robert Trivers in seinem jüngst erschienenen Buch *Betrug und Selbstbetrug. Wie wir uns selbst und andere erfolgreich belügen* (2013a) gezeigt hat, ist Selbsttäuschung in modernen, medial geprägten Gesellschaften ein gleichermaßen unterschätztes wie ambivalentes Phänomen: Gewiss kaum bestreitbar ist, dass Investment-Banking und weite Teile unseres Finanzsystems ebenso wie weite Teile unserer Konsum- und Wirtschaftswelt nicht unwesentlich auf Formen kollektiver Selbsttäuschung beruhen. Die Gefahr von sich wechselseitig verstärkender Selbsttäuschung ist ferner ein konstitutives Element von Medien, sofern sie selbstbezüglich ihre wechselseitig beobachteten Botschaften spiegeln. Überhaupt: Die (mediale) Beobachtung der Spiegelung medialer Beobachtungen in ihren vielfältigen Ausprägungen ist das ideale Spielfeld nicht nur für Phantasien, Illusionen, Szenarien, (Verschwörungs-)Theorien, sondern oftmals – verbunden mit massiven Interessenwahrnehmungen – auch und gerade der Ort für Selbsttäuschungen aller Art. Allerdings bedarf es nicht immer der Medien, die zur Selbsttäuschung einladen. Manchmal reichen auch – wie bei Palmström – schlechte Träume, um messerscharf schließen zu können, „dass nicht sein kann, was nicht sein darf“ (Christian Morgenstern).

Eine besondere Art ökonomisch begründeter Selbsttäuschung sind heute die Werbung und PR. Allein schon der Umstand, dass wir uns heute keine Zeitungen, kein Radio, kein Fernsehen, nicht einmal Google oder Facebook ohne sie leisten könnten, zeigt, dass weite Teile der heutigen (Massen-)Kommunikation und Kultur von Parametern abhängig sind, die zu wechselseitiger Täuschung und Selbsttäuschung geradezu einladen.

Besonders brisant ist dieses Phänomen, weil es nicht ganz unbegründet als anthropologische Konstante des homo sapiens verstanden werden kann. Den Drogen nicht ganz unähnlich scheinen zumindest bestimmte Formen kollektiver Selbsttäuschungen kurzfristig leistungssteigernd zu wirken. Diese Ambiguität wird noch gesteigert durch die Behauptung, dass Selbsttäuschung nicht nur kurzfristige kognitive, soziale und kommunikative Vorteile verspricht, sondern auch stammesgeschichtlich langfristig als „evolutionär erfolgreich“ einzuschätzen ist (vgl. Trivers 2013a; kritisch: Schirmmacher 2013). Statt der alteuropäischen Maxime des „Erkenne Dich selbst“ überraschen uns heute die Medien immerhin mit der medienwirksamen Provokation: „Wer sich betrügt, hat mehr Erfolg“ (Trivers 2013b¹).

Man mag einwenden, dass der Begriff der Selbsttäuschung „very loosely in every day discourse“ gebraucht wird, denn es gilt: „it can refer to a lot of different things, that actually should be distinguished“ (Neil van Leeuwen zit. n. SWR Manuskript 2012). Aber gerade sein breites Bedeutungsspektrum verbunden mit einem kaleidoskopartigen Sprachgebrauch familienähnlich verwandter Bezeichnungen zeigt, dass wir in kommunikativen Räumen ganz selbstverständlich mit allen Formen von Selbsttäuschung konfrontiert sind:

In privaten wie auch in öffentlichen Räumen wollen wir (als Individuen oder als Kollektiv) über bestimmte Dinge *hinwegsehen*, wir *blenden* sie *aus*, wollen sie *nicht wahrhaben*, sie *nicht zur Kenntnis nehmen*, wir *verdrängen* sie, *reden uns heraus*, *reden etwas schön oder klein*, wir *marginalisieren* oder *überspielen* sie. Später sehen wir uns womöglich dazu gezwungen, etwas *einzugestehen*, etwas *einzuräumen* oder aber etwas zu *leugnen*, *lächerlich zu machen*, den *Spieß umzudrehen* und *zum Gegenangriff überzugeben* usw. Allein diese kurze Aufzählung von Möglichkeiten über Selbsttäuschungen zu sprechen,

1 „Selbstbetrug entwickelt sich aus dem Wunsch heraus, seine Mitmenschen – noch besser täuschen zu können. Damit wird er zum evolutionären Vorteil. Wer andere betrügt, hat mehr Erfolg, mehr Nachkommen.“ (Trivers, *Der Spiegel* 22/2013, S. 139). Eingehender vgl. den Beitrag von Gerd Antos in diesem Band.

spricht für sich und deutet darauf hin, dass es sich bei diesem Phänomen um alles andere als um eine (zufällig auftretende) Ausnahme handeln dürfte.

Um bei unserem Sprachgebrauch zu bleiben: Noch halbwegs klar scheint die Semantik von *sich täuschen*. Man kann sie paraphrasieren mit *einer Täuschung erliegen* oder *im Irrtum sein*. Hingegen transportiert *sich selbst täuschen* die Behauptung, dass zwar ein bewusster Akt des *jemanden Täuschens* vorliegt – allerdings mit der zunächst grotesk anmutenden Besonderheit, dass Agens und Patiens personalidentisch sind. Kein Wunder, dass Kathi Beier in diesem Band die Frage stellen muss, ob es überhaupt möglich sei, an etwas zu glauben, nur weil man daran glauben will.

Bleibt die Frage: Lädt das Thema „Selbsttäuschung“ nicht geradezu zur Selbsttäuschung ein? Ja, ist es nicht letztlich bloß ein Epiphänomen? Immerhin könnte man so argumentieren wie der radikale Konstruktivismus. Danach können wir uns gar nicht selber täuschen, weil sich sowieso jeder seine eigene Welt im Kopf zusammenbastelt. Gesellschaft erscheint dann nur noch als ein Ort, wo u. a. vielleicht auch wechselseitig Selbsttäuschende aufeinander treffen, die dann verwundert beobachten, dass andere offenkundig „anders ticken“ als man selbst. Wenn man dann andere, einem nicht in den Kram passende Weltkonstruktionen „Selbsttäuschungen“ nennt, zeugt das nur von einem gefestigten Selbstverständnis in Bezug auf seine eigenen Weltkonstruktionen.

2.

Bekanntlich stellt die Diskursanalyse die Frage: *Was kann ein Individuum/eine Gesellschaft wissen?* (vgl. u. a. Warnke 2009). Im vorliegenden Sammelband wollen wir den viel weitergehenden Fragen nachgehen (übrigens einer besonderen Form der Ignoranz, vgl. Antos/Balod 2014): *Was will ein Individuum/eine Gesellschaft (gar nicht erst) wissen?* Oder anders formuliert: *Was blenden wir lieber aus? Was übersehen wir bzw. worüber wollen wir etwas (nicht, noch nicht oder vielleicht nur am Rande) wissen bzw. wovor wollen wir lieber (in unserem Leben, in der Politik, in unserem Alltag) verschont bleiben? Und wie vollziehen wir diese Prozesse sprachlich bzw. kommunikativ?*

Um diese ersten Fragen beantworten zu können, setzen sich die Beiträge in diesem Sammelband theoretisch wie empirisch mit dem Phänomen der kollektiven Selbsttäuschung auseinander. Es wird vor allem nach den sprachlich-kommunikativen Bedingungen und Möglichkeiten von Selbsttäuschungsphänomenen gefragt. Dabei widmen sich die Beiträge den begrifflichen Grundlagen (vgl.

insb. Beier in diesem Band), den verschiedenen Gestalten, die Selbsttäuschung annehmen kann, ihrer Intention oder Motivation sowie den verschiedenen Funktionen und Problemen (vgl. Bock/Fix/Schleichardt und Dreesen in diesem Band).

Wie aus dem Titel hervorgeht, gehen wir den hier aufgeworfenen Fragen vor allem aus der *Perspektive der Linguistik* nach. Dabei greifen wir auf den interdisziplinär kaum mehr umstrittenen Gedanken zurück, dass der Sprache eine grundlegende Funktion bei der Konstruktion und Konstitution von Wirklichkeiten zuzuschreiben ist.² Daher richtet sich das Erkenntnisinteresse des Sammelbandes auf die Frage, wie diese „Welten“ durch Sprache und im kommunikativen Austausch konstruiert und konstituiert werden, d. h. welche speziellen sprachlich-kommunikativen, genauer rhetorischen Verfahren und Formen individueller und kollektiver Selbsttäuschungen beobachtet werden können (vgl. Antos in diesem Band). Wir gehen also davon aus, dass der Akt der Selbsttäuschung sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene durch und in Sprache bzw. Kommunikation vollzogen werden muss. Wir fassen Sprache dabei als ein aus dem Kollektiv hervorgehendes und ins Kollektiv hineinwirkendes Medium auf. Sie ist das Bindeglied zwischen Kognition und der Kollektivität dessen, was wir als Individuen zu wissen glauben (vgl. Felder 2009, S. 2f.).

Wenn man in diesem Sinne die Allgegenwärtigkeit von Sprache und Kommunikation und ihre jeweilige Rolle ernst nimmt, dann liegt zwingend nahe, dass wir nicht zufällig der Gefahr von Selbsttäuschung unterliegen. Ludwik Fleck geht in seinen Schriften sogar so weit zu behaupten, dass jede „entstandene und sich entwickelnde Tatsache“ genauso richtig und falsch ist wie jede von ihr abweichende (vgl. 1980 [1935]). Das heißt, dass jede Tatsache anzweifelbar und keine „Wahrheit“ absolut ist. Und doch ist dieser letzte Fall Teil der täglichen Praxis in allen Bereichen gesellschaftlichen Austauschs (vgl. hierzu Schuster und Radeiski in diesem Band): Der Vorwurf der Selbsttäuschung bzw. der Streit darum, was richtig und was falsch sei, findet überall dort statt, wo kognitiver oder diskursiver Dissens in und zwischen Gruppen herrscht. Um es mit dem Fleck'schen Konstrukt des

2 Die neuzeitliche Sprachphilosophie kreist immer wieder um die Frage nach der Sprachabhängigkeit des Erkennens und Wissens. Verankert ist diese Reflexion in der Annahme einer Sprachbedingtheit des Denkens. Mithin sind nicht nur Denken und Erkennen sprachabhängig, sondern das, was wir erkennen, worüber wir nachdenken können, ist selbst abhängig von seiner sprachlichen Erfassung (vgl. Leiss 2012). Besonders deutlich wird dies bei der massenmedialen Konstruktion von Gegenständen und Sachverhalten.

„Denkkollektivs“ (vgl. Fleck 1980 [1935]) zu sagen: Innerhalb des Denkkollektivs werden gültige, d. h. allgemein und objektiv anerkannte Wahrheiten von abweichenden, d. h. von nicht-gültigen Wahrheiten unterschieden.

„[Wahrheit] ist nicht ‚relativ‘ oder gar ‚subjektiv‘ im populären Sinne des Wortes. Sie ist immer oder fast immer, innerhalb eines Denkstils, vollständig determiniert. Man kann nie sagen, derselbe Gedanke sei für A wahr und für B falsch. Gehören A und B demselben Denkkollektive an, dann ist der Gedanke für beide entweder wahr oder falsch. Gehören sie aber verschiedenen Denkkollektiven an, so ist es eben nicht derselbe Gedanke, da er für einen von ihnen unklar sein muß oder von ihm anders verstanden wird. Auch ist Wahrheit nicht Konvention: sondern im historischen Längsschnitt: denkgeschichtliches Ereignis, in momentanem Zusammenhange: stilgemäßer Denkwang.“ (Fleck 1980 [1935], S. 131)

Individuen oder Kollektiven daher Selbsttäuschung vorzuwerfen, würde gerade den Einfluss der in und an Denkstilen gebundenen Sprachen und Kommunikationsformen leugnen (vgl. Köller 2004). Denn Individuen wie Kollektive unterliegen der doppelten Rolle, zugleich Produzent und Opfer von Selbsttäuschungsmanövern zu sein. Das Erkenntnisinteresse des Sammelbandes ist daher die unterschiedliche *Rhetorik*, mit der individuelle wie kollektive Selbsttäuschung sprachlich-kommunikativ hergestellt wird. Verobjektivierende Sprache als ein Moment dieser Rhetorik kann auf nahezu allen Ebenen als Medium der Selbsttäuschung beschrieben werden: von der Wortbildung über die Lexik und Grammatik über die Text-/Gesprächsebene bis hin zu den Diskursen. Einem vom Individuum oder Kollektiv bevorzugten Wissen wird durch Sprache im kommunikativ-kollektiven Austausch Gültigkeit zugeschrieben. Die Gültigkeit von Wissen wird konstruiert, für sie wird argumentiert und sie wird gerechtfertigt; dabei werden Geltungsansprüche auf Wahrheit im Diskurs bzw. im Denkkollektiv erhoben.³ Gerät die Gültigkeit des Wissens ins Wanken, so versuchen Individuen oder Kollektive sie entsprechend abzusichern.

Wenn kollektive Selbsttäuschung in (Sub-)Kulturen aller Zeiten global wie lokal eine nicht zu übersehene Rolle spielt, so kommt man an der Frage nach der gruppeninternen und gruppenübergreifenden Kommunikation von kollektivem Diskurswissen nicht herum. Bekanntlich ist sowohl individuell als auch kollektiv Wissen nicht unter allen situativen, kontextuellen, emotionalen oder kulturellen

3 Ähnliche Verfahrensweisen stellt Warnke in seinem Aufsatz „Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen“ (2009) heraus, in welchem er sich der Vergesellschaftung von Wissen, Verstehenshintergründen und Diskurskohärenzen widmet.

Randbedingungen gleichermaßen zugänglich. An diskursiv verschüttetes Wissen muss immer wieder erinnert werden. Themen, die die aktuelle Agenda bestimmen, sind uns besser präsent als randständige, nicht-aktuelle oder unbequeme Themen usw. Kurz: Wissen ist eine leicht verderbliche Ware, deren Wert zudem abhängig von konjunkturellen Schwankungen ist. Der individuelle wie kollektive Wissenshaushalt ist also ständig in Bewegung, er wird umgeschichtet, neu einsortiert, um- oder aussortiert. Diese kommunikativ erzeugte Dynamik hat Einfluss darauf, was individuell, vor allem aber im kommunikativen wie kulturellen Gedächtnis aktuell bewusst, leicht aktivierbar, schon vergessen oder verdrängt ist. Daher entsteht rückblickend immer wieder sehr leicht der Eindruck, Opfer einer Täuschung oder gar einer Selbsttäuschung geworden zu sein, der man z. B. durch das Setzen einer entsprechenden diskursiven Agenda entgegenwirken müsse.

Wie kommt es nun, dass Individuen und Kollektive gar nicht alles wissen wollen, was sie wissen könnten und sollten? Wie kommt es, dass Individuen und Kollektive der Überzeugungskraft der eigenen Form erliegen und in die eigene rhetorische Falle stolpern können? Welche Mechanismen machen individuelle oder kollektive Selbsttäuschung möglich? Kann es sein, dass unsere Kommunikation, unsere Kunst und ganz allgemein: unsere Kultur ganz entscheidend von unserer (autopoietischen) Selbststimulierung abhängt? Wenn man dies bejaht, dann wären Selbststimulation, Selbstüberzeugung und letztlich auch Selbsttäuschung gleichsam nur Schwestern. Wie auch immer: Wie wirken Sprache und Kommunikation in diesen Prozessen zusammen? Dieser Band versammelt aus der Sicht verschiedener Disziplinen wie der Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaft, der Wirtschaftsgeschichte, Philosophie und Psychologie Beiträge, die Antworten auf diese Fragen suchen.

Die in den Beiträgen angeführten Beispiele kommen nicht zufällig aus dem politisch-historischen Bereich. Dafür gibt es wahrscheinlich mehrere Gründe. Erstens sind solche Kollektive in aller Regel von einem auch in historischer Perspektive relevanten Maß an Festigkeit und Dauerhaftigkeit geprägt. Prozesse der Herausbildung von Diskursen und diskursiven Formanten ebenso wie die Entstehung und Entwicklung von Gegendiskursen lassen sich hier deutlich herausarbeiten bzw. liegen in manchen Fällen quasi an der erfahrbaren bzw. sichtbaren Oberfläche: Identitäre Diskurse in politischen Diskursen sind sehr oft „Wir“-Diskurse, ebenso wie Abgrenzungsdiskurse hier in aller Regel ausdrücklich als solche erscheinen – bis hin zur politischen Extremform von Wahlkämpfen oder politischer Propaganda anderer Art. Auch Gegendiskurse, die später eventuell zur Hauptströmung dessen, „was

gesagt werden kann“ (vgl. Foucault 1981) gehören, und die diskursiven Versuche von deren Abwehr sind in diesem Bereich – und *sollen* dies von den Beteiligten aus – deutlich als solche kenntlich: „Anti-“, „Gegen-“, „Opposition“ usw. sind die bekannten (Selbst- und Fremd-)Markierungen dafür. Zweitens – und in engem Zusammenhang mit dem ersten Grund – handelt es sich bei solchen Kollektiven gerade nicht um eng abgegrenzte, dann auch zahlenmäßig begrenzte Zirkel, die nur einer Minderheit von Individuen innerhalb einer als Grundgesamtheit fungierenden Masse zugänglich und – wie z. B. bestimmte wissenschaftliche Expertenkollektive – auch in ihrer Kommunikation deutlich „fremd“ bis „unverständlich“ sind. Der Reiz politisch-historisch definierter Kollektive für die Forschung zu Fragen der Selbsttäuschung und ihrer Rhetorik besteht in dieser Hinsicht darin, dass sie – vermittelt über die gemeinsame Sprache, die im Bereich der politischen Kollektive und ihrer Diskurse nicht in einer nur wenigen Eingeweihten vertrauten und verständlichen sozialen Varietät auftritt – gerade wenig Exklusives an sich zu haben scheinen; sie sind in der Regel *der* Bezugspunkt, wenn von „uns allen“ gesprochen wird, von „der Allgemeinheit“, gar vom „gesunden Menschenverstand“, der dies und das so oder so zu sehen hätte. Gerade solche Kollektive – und gerade auch weil sie in sich vielfach in ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller Hinsicht fraktioniert und fragmentiert sind – reizen dazu, sie darauf hin zu untersuchen, ob und in welchem Sinne sie Subjekt und Opfer von Selbsttäuschung sein können, also wie sich das Kollektiv mittels der in ihm gepflegten Rhetorik über das Partikulare und Ephemere der gängigen Selbstverständlichkeiten und scheinbar selbstverständlichen Wahrheiten „hinweg hilft“. Drittens bilden die Grenzen, Abgrenzungen und Brüche, die solche Kollektive synchron gegenüber anderen vergleichbaren Kollektiven bzw. diachron innerhalb ihrer selbst aufweisen, eine entscheidende Bedingung für die Möglichkeit eines „Blicks von außen“, der ja noch stets präntiert ist, wenn man (in der dritten Person) über Selbsttäuschungen eines Kollektivs bzw. innerhalb desselben nachdenkt.

Es ist zudem nicht zufällig, dass die Beiträge größtenteils auf die erst seit einigen Jahren beachtete Schrift Ludwik Flecks von 1935 „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ zurückgreifen (vgl. Werner/Zittel 2011). In dieser widmet er sich der Frage, was einer Theorie, einer Aussage, ja sogar einer „bloßen“ Wahrnehmung den Status verleiht, „wahr“, „richtig“, „vernünftig“ bis hin zu „offensichtlich“ zu sein. Für Fleck liegt die Antwort in der Kategorie „Denkstil“, mit dem er nicht nur die von ihm untersuchte Art und Weise des wissenschaftli-

chen Denkens meint, sondern auch das System an Präformativen, das auch schon die Wahrnehmung der Welt bestimmt. Träger von Denkstilen sind Fleck zufolge nicht Individuen, sondern Kollektive – Denkkollektive. Denkstil und Denkkollektiv sind Komplementärkategorien. Die eine bedingt die andere. Gerade das verleiht der Untersuchung der kommunikativen Prozesse und Dynamiken bei der Herausbildung, Entwicklung und Ablösung von Denkstilen sowie der Rolle der Sprache bei der Wechselwirkung von kollektiver und individueller Weltwahrnehmung und -interpretation überragende Bedeutung. In diesem Sinne sollen und wollen die Beiträge in diesem Band auch als Versuche verstanden werden, die lange Zeit zu Unrecht in den Randbereich diskurslinguistischer Forschung geratene Denkstillehre Ludwik Flecks für unsere Disziplinen fruchtbar zu machen.

3.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Phänomen der *individuellen* Selbsttäuschung. Er wirft in mehreren Varianten die Frage auf, wann und mit welcher Begründung wir überhaupt von Selbsttäuschung sprechen können. Als erstes beschreibt der Beitrag *Paradoxien der Selbsttäuschung – eine philosophische Analyse* von **Kathi Beier** (Wien), wie und warum Selbsttäuschung überhaupt möglich ist. Sie zeigt unter anderem an Überlegungen Jean-Paul Sartres, René Descartes und Donald Davidsons, inwiefern die philosophische Theorie dem der Selbsttäuschung inhärenten Widerspruch, „zugleich *p* und *nicht-p* zu glauben“ bzw. „glauben zu *wollen*“, begegnet. Am Roman „Anna Karenina“ von Leo N. Tolstoi argumentiert Beier anschaulich, dass der Grund, warum jemand sich selbst täuschen will, in einer „motivierten epistemischen Inkonsequenz“ liegen muss, die immer dann zu einer Versuchung wird, wenn wir unsere Vorstellung davon, ein gutes Leben zu führen, in einer für uns unabwendbaren Gefahr sehen – insbesondere dann, wenn uns dieses gute Leben als alternativlos erscheint.

Bettina Bock (Halle), **Ulla Fix** (Leipzig) und **Sophia Schleichardt** (Leipzig) nähern sich in ihrem gemeinsamen Beitrag *Andere täuschen versus sich selbst täuschen* der Selbsttäuschung und ihrer Widersprüchlichkeit über eine zweifache Gegenüberstellung: Worin unterscheiden sich Prozesse des Täuschens anderer Personen und des Selbsttäuschens der eigenen Person? Und in welchem Verhältnis steht die Grundabsicht, etwas verstehen *zu wollen*, zu ihrem Verstoß, Verstehen zu *verbindern*? An zahlreichen Beispielen zum Akt des Täuschens macht Fix deutlich, welche viel-

fältigen Möglichkeiten auf sprachlicher Ebene zur Verfügung stehen, will man seine Absicht, einem anderen die Wahrheit zu verschweigen, in die Tat umsetzen. Während sich aber die sprachlich-kommunikativen Verfahren und Formen des Täuschens durch die Analyse von ausgewählten Texten vergleichsweise eindeutig bestimmen lassen, zeigen Bock und Schleichardt anhand von zwei Fallbeispielen, dass bestimmte sprachlich-rhetorischen Mittel *Hinweise* auf Momente von *Selbsttäuschung* geben können. Das erste Fallbeispiel widmet sich einem ehemaligen inoffiziellen Mitarbeiter der DDR-Staatssicherheit, der sich insbesondere an die stark diffamierenden Texte, die er über sein Umfeld für die Staatssicherheit geschrieben hat, nach eigenen Aussagen nicht erinnert, sich stattdessen für einen „anständig(er)en“ Menschen hält und für dieses Attribut auffällig aufwendig argumentiert. Das zweite Fallbeispiel gilt der Selbsttäuschung in einem privaten Kontext. In einem Gespräch über den „Unrechtsstaat DDR“ versucht ein Sprecher seinen offenbar vorhandenen persönlichen Bezug zu diesem Staat ganz prinzipiell zu leugnen.

Mit eben dieser Schwierigkeit des Erfassens von Momenten der Selbsttäuschung setzt sich auch der Beitrag „*Wir haben Einwanderung, aber Deutschland ist kein Einwanderungsland.*“ *Diskurslinguistische Überlegungen zu möglichen Hinweisen auf Bedingungen von „Selbsttäuschung“* von **Philipp Dreesen** (Greifswald) auseinander. Wenngleich die ein oder andere der untersuchten Aussagen Anzeichen von Selbsttäuschung nahelegen würde, so sei es nach Dreesen jedoch nicht möglich oder zumindest fraglich, ob sprachwissenschaftliche Analysen eine eindeutige Bestimmung vornehmen können. Beispiele – wie aus dem Einwanderungs-/Migrationsdiskurs – zeigen vielmehr, dass die Diskursakteure vor allem damit beschäftigt sind, den Diskursrezipienten die richtige Deutung zur Einwanderungspolitik Deutschlands zu vermitteln. Die Diskursakteure stehen hier in einem Prozess des Aushandelns einer Antwort auf die Frage, welche Deutung von „Deutschland“ in Bezug auf die faktisch vorhandene Einwanderung Geltung und Richtigkeit beanspruchen dürfe; sie leisten im Fleck'schen Sinn aktive Begriffs- bzw. Denkstilarbeit. Inwiefern es sich dabei um Prozesse des Täuschens oder Selbsttäuschens handelt, kann vom Autor nicht eindeutig beantwortet werden.

Im zweiten Teil des Bandes richtet der Blick auf die Prozesse der Selbsttäuschung, die in Kollektiven und durch sie stattfinden und hervorgebracht werden: Der Beitrag von **Gerd Antos** (Halle) „*Tarnkappen-Rhetorik*“. *Zur Rhetorik einer sich selbst überzeugenden Selbsttäuschung* versucht das Phänomen der kollektiven Selbsttäuschung im Sinne des Denkstil-Ansatzes von Ludwik Fleck als „selbstverständliche“

Konsequenz von Kommunikation zu konzeptualisieren und nicht als deren „defizienten Modus“. Kommunikation kann im Sinne Flecks als autopoietisch erfolgreichste kulturelle Welt- und Werteerzeugung aufgefasst werden. Sie manifestiert sich u. a. in der Trias von sozio-kognitiver Selbststimulation, sprachlich-stilistischer Selbstüberzeugung und rhetorischer Selbsttäuschung: Sozio-kognitive Selbststimulation scheint ein evolutionär angelegtes kognitives Phänomen zu sein, etwa im Sinne von Robert Trivers These: „Wer sich betrügt, hat mehr Erfolg“. Am Beispiel von so genannten Teflon-Wörtern wird dann das Phänomen der sprachlich-stilistischen Selbstüberzeugung näher beleuchtet. Rhetorisch instrumentalisierbare Selbsttäuschung ist schließlich ein zentraler Bestandteil der so genannten Tarnkappen-Rhetorik. Diese will nicht argumentativ überzeugen, sondern unterkomplex einem Denkkollektiv eine „frohe Botschaft“ verkünden, wobei sie dieses Denkkollektiv bisweilen ganz offen und augenzwinkernd zum Komplizen ihres Täuschungsspiels zu machen versucht. Diese transparente Tarnung gelingt dieser „intelligenten“ Form der Rhetorik (wie beim Branding oder bei der Erzeugung eines bestimmten Image in der Wirtschaft bzw. in den PR) umso besser, je genauer sie sich paradigmekonform der Selbstüberzeugungskraft von Denkstilen bedient, umso größer auch die Chance auf selbsttäuschende Verführbarkeit. In diesem Sinne erscheint diese Rhetorik kollektiver Selbsttäuschung als eine direkte Konsequenz aus einer bestimmten Instrumentalisierung sprachlich-kommunikativer Selbsterzeugungspotenz.

Beharrungstendenz und Begriffsarbeit eines wissenschaftlichen Denkstils. Eine Analyse am Beispiel von Vorworten aus rassenhygienischen Standardwerken lautet der Titel von **Siranus Saraks** (Zürich) Beitrag. Sie betrachtet die Veränderungen der Darstellung eines wissenschaftlich prägnanten Gedankens in einem Zeitraum von 1857-1919 und rekonstruiert die Entwicklung des mit diesen Veränderungen verbundenen Denkstils. Dafür vergleicht sie die Vorworte der drei Auflagen des rassehygienischen Werks „Vererbung und Auslese“ von Wilhelm Schallmayer, die – trotz der Tatsache, dass sich der wissenschaftliche Denkstil in einer erkennbaren Abhängigkeit vom Publikum der Texte entwickelt hat – eine eindeutige „Beharrungstendenz“ in den Vorstellungen zur Vererbung rassespezifischer Merkmale im Volk aufweisen. Die Autorin vollzieht u. a. anhand von verschiedenen eingesetzten Stilfiguren und Schlüsselwörtern nach, wie Schallmayer versucht, seine Anliegen und Überzeugungen zu legitimieren, indem er sie in eine vom jeweiligen Publikum anerkannte wissenschaftliche Form gießt.

Aktuelle und zugleich typische Beispiele für das Aufrechterhalten einer Weltdeutung oder Haltung wider besseren Wissens bzw. in der Konfrontation mit einer anderen, abweichenden Weltdeutung liefert die Sarrazin-Debatte, die am Ende des Jahres 2010 in der Öffentlichkeit stattgefunden hat. **Britt-Marie Schuster** (Paderborn) widmet sich in ihrem Beitrag *Befangen im Denkstil: Zur „Rhetorik der Selbsttäuschung“ in der Sarrazin-Debatte* der öffentlichen Auseinandersetzung mit „wissenschaftlichen Gegenständen“, in der sich zeigt, inwiefern Wissenschaft und ihre Erkenntnisse in den Dienst genommen werden können, um die eigene Sichtweise auf die Welt als die zweifellos gültige zu positionieren. Auf der sprachlichen Ebene zeichnet die Autorin nach, wie Sarrazin u. a. durch Gewissheits- oder Evidenzmarkierungen als Vermittler gesicherter und unumstößlicher Erkenntnisse auftritt. Gleichzeitig zeigt die Debatte, auf welche Art und Weise sich Kontrahenten beharrlich wechselseitig der Unwahrheit bzw. der Selbsttäuschung bezichtigen.

Mit der Immunisierung der eigenen Sichtweise gegenüber anderen, indem die Unvereinbarkeit der beiden voneinander abweichenden Positionen betont wird, befasst sich auch **Bettina Radeiski** (Halle). In ihrem Beitrag *Zur Rhetorik der Selbstverständlichkeit in Denkkollektiven. Am Beispiel der Medienresonanz zur TV-Dokumentation „Der Sturz – Honeckers Ende“* zeigt sie in einem ersten Schritt, wie die Zurückweisung eines „fremden Gedankenstils“ dadurch auf die Spitze getrieben wird, dass das in seinem eigenen Denkstil befangene Denkkollektiv eine Theorie über das andere Denken entwickelt. In einem zweiten Schritt befasst sich die Autorin mit der Leistung, die mit dieser Theoriebildung vollzogen wird: Das negative Urteil über das andere Denken setzt das eigene Denken als das *selbstverständliche* ins Recht. Der Frage, wie es Denkkollektiven wiederum möglich sei, sich des eigenen selbstverständlichen Denkens zu vergewissern ohne es ausdrücklich zu thematisieren, ist die dritte und letzte Frage, die sich die Autorin in ihrem Beitrag stellt. Das dafür auf sprachlicher Ebene zu analysierende Verhältnis von Propositionen und den von ihnen getriggerten Präsuppositionen kann als eine Möglichkeit verstanden werden, das Phänomen der kollektiven Selbsttäuschung auch methodisch ein Stück weit zugänglich zu machen.

Andrea Jäger (Halle) fokussiert in ihrem Beitrag *Die Macht als (Zeit-)Geist* am Beispiel *Gottfried Benns Rede für Hitler* das vorgestellte Verhältnis von Geist, Welt und Macht, das von jeher die Wissenschaft beschäftigt. Die Autorin stellt verschiedene Positionen gegenüber, die die Frage, ob der Geist die Zeit beherrscht oder umgekehrt, zu beantworten versuchen. Teil dieser Überlegung ist immer auch die

Frage nach dem Erfolg der jeweils herrschenden Macht und ihrer damit einhergehenden Verwandlung in den „Ausdruck einer ideellen und darin unwidersprechlichen Kraft namens Zeitgeist“. Die erfolgreiche Macht als Geist der Zeit (in diesem Fall die Macht der Nationalsozialisten) übte auch auf Gottfried Benn große Faszination aus, die er in seiner Grußrede zur Machtergreifung Hitlers von 1933 kundgab. Die Autorin geht anhand der Argumente, die Benn erst für und später gegen die Nationalsozialisten anführte, der Frage nach, worin seine Selbsttäuschung über dieses Herrschaftsverhältnis bestand.

Die sprachwissenschaftliche Perspektive einer *Rhetorik der Selbsttäuschung* wird speziell im dritten Teil des Buches durch drei weitere Perspektiven am Beispiel des politökonomischen Systems der DDR verdeutlicht.

Da ist zum einen **Christina Gansels** (Greifswald) Beitrag *Zur „gepflegten Semantik“ von Inklusion und Exklusion. Offizielle und nicht-offizielle Wirtschaftskommunikation in der DDR* zu nennen. Er widmet sich dem Phänomen der kollektiven Selbsttäuschung aus der „systemtheoretischen Beobachterperspektive“ nach Luhmann. Gansel ersetzt den Begriff der Selbsttäuschung durch die Luhmann'schen Begriffe der Systemreferenz und Autopoiesis, um sowohl die mit diesen Begriffen erfasste Selbstregulation als auch die Umweltoffenheit und Irritierbarkeit solcher Denksysteme stärker hervorzuheben. An Beispielen aus dem Bereich der Wirtschaftskommunikation der DDR in den sechziger Jahren vollzieht sie nach, inwiefern in der Kommunikation eine Rechtfertigung aber auch Zurückweisung von Modernisierungsversuchen wirtschaftlicher Bereiche durch Denkstil prägende Sinnformeln stattgefunden hat. Es zeigt sich zudem, dass und wie weit in dieser Zeit auch in anderen Bereichen – wie der Bildungspolitik – der Mechanismus der Exklusion seine Anwendung fand.

Im Unterschied zu Gansel widmet sich **Christoph Boyer** (Salzburg) in seinem Beitrag *Die Rhetorik der „Einbeit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“. Ein Fallbeispiel für Strategien der (Selbst-)Täuschung* einer späteren Phase, den siebziger und achtziger Jahren der DDR, und zwar aus der geschichtswissenschaftlichen Perspektive. Boyer sieht das „Denkstilhafte“ der DDR-Regierungen dieser Zeit in den „rigiden Eingenungen und Kanalisierungen von Theorie und politischer Praxis in der DDR“, die mit besonderen Wandlungs- und Anpassungsvorgängen – hervorgerufen durch Schwächen in der Bürokratie und ein Missverhältnis zwischen Volks- und Machtinteressen – einhergingen. Die Feststellung, dass allerdings die Ideologie des Kommunismus nicht von vornherein als reines „(Selbst-)Betrugsmanöver“ betrachtet

werden kann, bildet den Ausgangspunkt seiner Überlegungen und Fragestellungen: Wo in diesen realhistorischen Zusammenhängen kommen eigentlich Täuschung bzw. Selbsttäuschung ins Spiel? Letztere werden allgemein in Bezug auf die politischen, sozialen und ökonomischen Rahmen- und Randbindungen, besonders aber hinsichtlich der Macht- und der materiellen Interessen des Volkes in der Bewältigung und Deutung „existentieller politökonomischer Krisen“ beschrieben.

Claudia Dittmars (Halle) Aufsatz *Opfer der eigenen Propaganda. Die Eliten des DDR-Fernsehens und ihre Auseinandersetzung mit dem „Westfernsehen“* fokussiert den Bereich der Fernsehprogrammgestaltung in der DDR als Teil der politischen DDR-Propaganda. Besonderen Wert legt die Autorin dabei auf die Auseinandersetzung der Programmgestalter des DDR-Fernsehens mit dem eigenen, aber auch mit dem Konkurrenzprogramm des BRD-Fernsehens. Aus dem Blickwinkel der „Fernsehführung“ der DDR – u. a. am Beispiel des „Schwarzen Kanals“ von und mit Karl-Eduard von Schnitzler – beschreibt Dittmar die „Abqualifizierung Westdeutschlands“, die dort stattgefunden hat, und die damit einhergehende Aufwertung der DDR. Die Autorin stellt diese zielgerichteten Inszenierungen den Einschaltquoten bzw. dem Fernsehverhalten der DDR-Bevölkerung gegenüber, wobei sich eine deutliche Diskrepanz zwischen Zielen und Mitteln auf der einen und dem Erfolg auf der anderen Seite abzeichnet. Darauf aufbauend wird die Programmgestaltung des DDR-Fernsehens aus der handlungs- und diskurstheoretischen Perspektive betrachtet, die für die Frage, ob und inwiefern man im Fall der Programmverantwortlichen von einem Prozess der kollektiven Selbsttäuschung sprechen kann, von Nutzen ist. Im Ergebnis sieht die Autorin einen möglichen Grund für Selbsttäuschung im einseitigen und sich auf die Inszenierung der BRD als Feind der DDR beschränkten Interesse der DDR-Fernschelite.

Literatur

Antos, Gerd/Balod, Matthias (2014): Professionelle Ignoranz: Thesen zum Umgang mit Nichtwissen in der professionellen Beratung sowie bei der Vermittlung, Aneignung und Verarbeitung von Wissen. In: Schwarz, Martin/Ferchhoff, Wilfried (Hgg.): Professionalität: Wissen – Kontext: Sozialwissenschaftliche Analysen und pädagogische Reflexionen zur Struktur bildenden und beratenden Handelns. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. (in Vorbereitung)

- Felder, Ekkehard (2009): Zur Einführung. In: ders./Müller, Marcus (Hgg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“. Berlin/New York: de Gruyter. S. 1-10.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hgg.) (2009): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“. Berlin/New York: de Gruyter.
- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hg. v. Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst: Basel: Benno Schwabe & Co. 1935].
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goleman, Daniel (1997): Lebenslügen – die Psychologie der Selbsttäuschung. München: Heyne.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (2012): Sprachphilosophie. 2. akt. Aufl. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schirmacher, Frank (2013): „EGO Das Spiel des Lebens“. München: Karl Blessing Verlag.
- Schnabel, Ulrich (2011): Wie man sich selbst auf den Leim geht. In: Die Zeit, Nr. 50 vom 08.12.11. Online abrufbar unter:
<http://www.zeit.de/2011/50/Selbstbetrug> [letzter Zugriff: 26.09.13].
- Sloterdijk, Peter (2012): Heilige und Hochstapler. Von der Krise der Wiederholung in der Moderne. Berlin: Edition Suhrkamp.
- Südwestrundfunk Manuskript (2012): Selbsttäuschung – Wie wir uns betrügen und warum. Autor: Klaus, Wilhelm. Redaktion: Claus, Detlef. Regie: Maurer, Günter. Manuskript der Sendung vom 26.03.12 vom SWR2.
- Trivers, Robert (2013a): Betrug und Selbstbetrug. Wie wir uns selbst und andere erfolgreich belügen. Berlin: Ullstein Buchverlage [im Original: The Folly of Fools. New York: Basics Books. 2011]
- Trivers, Robert (2013b): „Wer sich betrügt, hat mehr Erfolg“. Veröffentlicht in Der Spiegel, Nr. 22 vom 27.05.13. S. 139.
- Warnke, Ingo (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hgg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“. Berlin/New York: de Gruyter. S. 113-140.
- Werner, Sylvia/Zittel, Claus (2011): Einleitung: Denkstile und Tatsachen. In: Fleck, Ludwik: Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Hg. v. dens. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 9-38.

Paradoxien der Selbsttäuschung – eine philosophische Analyse*

1. Phänomen und Begriff der Selbsttäuschung

Eines der prominenten Beispiele für eine Person, die sich selbst täuscht, ist Alexej Karenin in Tolstois Roman „Anna Karenina“. Karenin, so wird im Roman deutlich, hat lange vor dem Geständnis seiner Frau über ihr Verhältnis mit Wronskij gehänt, ja in gewissem Sinne „gewusst“, dass sie ihm untreu und seine Ehe damit am Ende ist. Er registriert ihre häufigen Treffen mit Wronskij und ihre immer häufiger stattfindenden Verabredungen außer Haus, er hört die Gerüchte über eine Affäre seiner Frau, er bemerkt Annas Ausweichen, wenn er sie darauf anspricht. Aber bis zur endgültigen Offenbarung durch Anna will er diese Tatsachen schlicht nicht wahrhaben. Und noch kurz bevor Anna ihm ihr Verhältnis zu Wronskij eingesteht, fürchtet sich Karenin vor der nun unausweichlichen Kenntnisnahme dessen, was er doch eigentlich schon wusste, vor einer *Einsicht* also, über die er eigentlich schon verfügt. So heißt es bei Tolstoi: „Jetzt, da ihm die Enthüllung der ganzen Wahrheit drohte, wünschte er nichts so sehr, als dass sie, wie früher, ihm eine spöttische Antwort gebe: sein Argwohn sei lächerlich und ganz unbegründet. So entsetzlich war das, was er wusste, dass er jetzt bereit war, alles zu glauben.“ (Tolstoi 1943 [1878], S. 328)

Die Tatsache, dass Menschen, die sich selbst täuschen, die Wahrheit in einem bestimmten, noch zu explizierenden Sinne längst kennen, erklärt ihr nachträgliches *Erstaunen* darüber, wie sie je an etwas anderes als die lange schon zutage liegende Wahrheit haben glauben können. Zugleich zeigt dieses Erstaunen, dass niemand anderes als sie selbst die Einsicht in diese Wahrheit verhindern. Selbsttäuscher sind nicht Opfer der Lügen bzw. Täuschungsmanöver anderer, sie erliegen auch nicht

* Der vorliegende Text beruht im Wesentlichen auf meinen Ausführungen in Beier 2010.

einfach einem Irrtum. Die Erkenntnis des Wahren wird ihnen also nicht von anderen absichtlich verstellt oder ist ihnen durch ungünstige Umstände unzugänglich, sondern sie selbst ersinnen Mittel und Wege, den Tatsachen nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Diese Mittel können in aktivem Tun bestehen, z. B. in einer bewussten Rationalisierung und Fehlinterpretation von Fakten. Sie können aber auch die Form bewusster Passivität annehmen, des Wegsehens, sich Ablenkens, nicht Nachprüfens etc. „Er wollte nichts sehen und darum sah er auch nichts“, beschreibt Tolstoi die Selbsttäuschung Karenins (ebd., S. 317; vgl. auch S. 311). Dass aber selbst ein solches Wegsehen offenbar höchster Anstrengung und Konzentration bedarf, macht das Moment der *Befreiung* deutlich, das sich bei der Überwindung einer Selbsttäuschung einstellt. Dieses Befreiungsgefühl wird bei Tolstoi mit Blick auf Karenin besonders anschaulich dargestellt:

„Er hatte das Gefühl eines Menschen, dem ein Zahn gezogen worden ist, der ihm lange wehgetan hat. Nach dem furchtbaren Schmerz und der Empfindung von etwas Riesengroßem – größer als der Kopf – das ihm aus den Kinnbacken gerissen wird, fühlt der Patient, der an sein Glück noch gar nicht recht glauben kann, mit einem Male, dass das, was sein Leben so lange vergiftet hatte, was seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, nicht mehr vorhanden ist, dass er wieder leben und denken und sich auch noch für andere Dinge außer seinem Zahn interessieren kann.“ (ebd., S. 431)

Wer die Tatsachen, mit denen er sich konfrontiert sieht, akzeptiert, kann sich die Mühen ersparen, derer es bedarf, um ein falsches Welt- und Selbstbild glaubhaft aufrecht zu halten. Zugleich ist die Überwindung einer Selbsttäuschung aber immer auch mit *Schmerz* verbunden; so auch bei Karenin, der sich deswegen, nachdem er zunächst völlig niedergeschlagen ist, in eine neue Selbsttäuschung flüchtet und sich glauben macht, seinerseits völlig schuldlos an Annas Verhalten zu sein. „Sie muss unglücklich sein“, sagt sich Karenin, „aber ich bin frei von Schuld und kann darum nicht unglücklich werden“ (ebd., S. 438). Mit dieser erneuten Selbsttäuschung versucht Karenin, den Schmerz zu lindern, den die Überwindung seiner ersten Selbsttäuschung verursacht hat. Dieser Schmerz am Ende jeder Selbsttäuschung legt den Schluss nahe, dass es unangenehme, aber wichtige Dinge sind, deren Anerkennung mit Hilfe der Selbsttäuschung zu vermeiden gesucht werden. Ginge es um Erfreuliches oder Unwichtiges, gäbe es keinen Grund, sich etwas vorzumachen. Eine nach eigener Bewertung erfreuliche Einsicht bauen wir gerne in unser Selbstbild oder unser Bild von anderen ein, auch noch eine unangenehme, wenn wir ihr kaum Bedeutung zumessen. Aber für unser Selbstverständnis wesentliche Dinge, die wir als

bitter empfinden, etwa die Erkenntnis, vor den Trümmern seiner Ehe zu stehen, kann niemand ohne weiteres akzeptieren.

Nun können Selbsttäuschungen unterschiedliche Gestalt annehmen. Unterscheiden lassen sich Objekt, genauer Gegenstand, Zeitbezug, Art und Weise sowie Träger der Selbsttäuschung. Karenins Selbsttäuschung beispielsweise betrifft in erster Linie Anna; er will nicht sehen bzw. akzeptieren, dass sie einen anderen liebt. Erst indirekt macht er sich damit auch etwas über sich selbst vor, indem er glaubt, seine Ehe sei in gutem Zustand. Das, was man das *Objekt* der Selbsttäuschung nennen kann, muss also nicht immer die sich selbst täuschende Person selbst sein. Es kann der Partner sein, an dessen Treue man trotz starker Hinweise auf das Gegenteil unumwunden glaubt, oder es kann das eigene Kind sein, dessen Talent man gegen besseres Wissen überschätzt. Vom Objekt der Selbsttäuschung kann man ihren *Gegenstand* unterscheiden. Auch dieser kann variieren. Während Karenin sich etwas über die Gefühle seiner Frau einredet, geht es bei den Eltern um Fähigkeiten und Talente ihres Kindes. Oft drehen sich Selbsttäuschungen um Taten oder Unterlassungen, für die man selbst verantwortlich ist oder für die einem nahe stehende Personen die Verantwortung tragen, die man nachträglich aber verdrängt oder schönredet. Das macht auf eine dritte Möglichkeit der Differenzierung von Fällen der Selbsttäuschung aufmerksam, ihren *Zeitbezug*. Denn der Gegenstand der Täuschung kann zeitlich betrachtet in der Vergangenheit liegen (z. B. das Doping vor dem Radrennen, das Kriegsverbrechen). Er kann sich aber auch auf Gegenwärtiges (z. B. die eigenen Gefühle, die Drogenabhängigkeit des Partners) oder sogar Zukünftiges (z. B. die Möglichkeit, ein berühmter Musiker oder Schriftsteller zu werden) beziehen. Unterscheiden lassen sich Selbsttäuschungen, wie bereits angesprochen, auch mit Blick auf ihre *Art und Weise* bzw. die von der sich selbst täuschenden Person angewandte Strategie oder Taktik. Manche fälschen bewusst und aktiv Daten, um ihre falsche Meinung zu stützen, Karenin dagegen verhält sich passiv. Nach einem gescheiterten Versuch, Anna zur Rede zu stellen, unterlässt er es, seinen Befürchtungen weiter nachzugehen, weicht klärenden Gesprächen mit Anna aus und lehnt es ab, sich allzu viele Gedanken über ihr auffälliges Benehmen zu machen. Schließlich können Selbsttäuschungen auch danach differenziert werden, ob sie von Individuen oder Kollektiven aufrechterhalten werden, danach also, wer der *Träger* der Selbsttäuschung ist. Dennoch: Betrachtet man Selbsttäuschung retrospektiv, vom Zeitpunkt ihrer Überwindung aus, und versteht man Tolstois Romanfigur Alexej Karenin als Figur, die exemplarisch vorführt, was mit Selbsttäu-

schung gemeint ist, dann lässt sich das Phänomen der individuellen Selbsttäuschung – ungeachtet der je konkreten Gestalt – folgendermaßen auf den Begriff bringen:

1. Wer sich selbst täuscht, hält an Überzeugungen fest, obwohl er in einem bestimmten Sinne weiß, ahnt oder doch zumindest starke Hinweise darauf hat, dass diese falsch sind, und dass das Gegenteil von dem, was er glaubt, wahr ist. Ich nenne dies die *Wissensbedingung* von Selbsttäuschung.
2. Die Überzeugung, an der die sich selbst täuschende Person festhält, d. h. das, was sie sich einredet bzw. glauben macht, ist tatsächlich falsch, das Gegenteil davon ist tatsächlich wahr. Das nenne ich die *Wahrheitsbedingung* von Selbsttäuschung.
3. Es sind nicht andere Personen oder äußere Umstände, die den Blick auf die Wahrheit verstellen, sondern die sich selbst täuschende Person selbst ist es, die Mittel und Wege ersinnt, die Falschheit der eigenen bzw. die Wahrheit der gegenteiligen Überzeugung nicht anerkennen zu müssen. Ich nenne diese Bedingung die *Intentionalitäts- oder Motivationsbedingung* von Selbsttäuschung.
4. Das Ausweichen vor der Wahrheit und das Festhalten an falschen Überzeugungen ist mit z. T. erheblichen Mühen verbunden, die derjenige, der sich selbst täuscht, auf sich nimmt, weil das, worum es in der Selbsttäuschung geht, für ihn selbst wichtig ist, die schlichte Akzeptanz der Wahrheit ihn jedoch stark belasten würde oder ihm zumindest sehr unangenehm ist. Dies nenne ich die *Bedingung der Bedeutsamkeit* von Selbsttäuschung.¹

Es sind insbesondere die Wissensbedingung und die Intentionalitätsbedingung, die das markieren, was man *das Problem der Selbsttäuschung* nennen kann, denn sie werfen Fragen auf, die sich nicht leicht beantworten lassen. Die Wissensbedingung wirft die Frage auf, wie man an einer Überzeugung festhalten kann, von der man weiß oder doch zumindest ahnt, dass sie falsch ist. Sie macht damit auf ein logisches Problem aufmerksam: Müssen wir uns Selbsttäuscher als Personen vorstellen, die zugleich p und *nicht- p* glauben? Wenn ja, wie ist das möglich? Die Intentionalitätsbedingung wirft die Frage auf, wie man sich selbst dazu bringen kann, etwas zu glauben, das offenkundig falsch ist. Sie macht damit auf ein psychologisches Problem aufmerksam: Gibt es so etwas wie einen Willen zum Glauben? Wenn ja, ist er auch als Wille zum falschen Glauben möglich? Ich möchte im folgenden Abschnitt das logische und das psychologische Problem nacheinander genauer betrachten und dabei vor allem untersuchen, aufgrund welcher philosophischen Grundüberzeugungen sich beide Probleme ergeben.

1 Dass es kollektive wissenschaftliche Selbsttäuschungen gibt, ist die These von Ludwik Fleck in Fleck 1980 [1935], v. a. Kap. 2.3.

2. Selbsttäuschung als philosophisches Problem

2.1 Das logische Problem

Selbsttäuschung unterscheidet sich von Fremdtäuschung – deren klarster Fall die Lüge ist – dadurch, dass die Person, die täuscht, mit der Person, die getäuscht wird, identisch ist. Die Lüge, so hat es Jean-Paul Sartre formuliert, „profitiert von der ontologischen Dualität des Ich und des Ich des Andern“ (Sartre 1995 [1943], S. 122). Diese Dualität ist bei Selbsttäuschung nicht gegeben. Hier ist es ein- und dieselbe Person, die, wenn die Selbsttäuschung erfolgreich ist, weiß bzw. ahnt, dass etwas falsch oder zumindest unbegründet ist, und die dennoch daran festhält. Der epistemische Zustand einer sich selbst täuschenden Person scheint damit wesentlich paradox zu sein. Denn für ihn ist, um es noch einmal mit den Worten Sartres zu sagen, ebenso konstitutiv wie mysteriös, „dass ich als Täuschender die Wahrheit kennen muss, die mir als Getäuschem verborgen ist“ – ich muss sie sogar „sehr genau kennen, *um* sie sorgfältiger vor mir verstecken zu können“ (ebd., S. 123). In der analytischen Tradition wird das auf die Formel gebracht: „In short, self-deception entails that B believes both p and not- p at the same time.“ (Demos 1960, S. 588) Das aber ist logisch betrachtet schwierig, denn:

“Believing and disbelieving are pro and con attitudes; they are contraries and therefore it is logically impossible for them to exist at the same time in the same person in the same respect. When B lies to himself he comes to believe what he knows to be false; to accept this as the description of a fact is to admit a violation of the law of contradiction.” (ebd., S. 591)

Der Zustand der Selbsttäuschung wird zum Problem, weil er einem grundlegenden logischen Prinzip zu widersprechen scheint, dem so genannten ‚Satz vom (ausgeschlossenen) Widerspruch‘. Dieser Satz besagt, dass, solange wir einem Satz überhaupt einen Wahrheitswert zuordnen, diesem Satz nicht zugleich ein anderer Wahrheitswert zukommen kann, sofern der Satz eine sinnvolle Aussage formuliert. Genauer ausgedrückt: Ein Urteil kann nicht zugleich richtig und unrichtig sein. Der ‚Satz vom (ausgeschlossenen) Widerspruch‘ beschreibt ein fundamentales Prinzip unseres Denkens, Redens, Urteilens und Schließens. In seiner klassischen Formulierung findet er sich bei Aristoteles, der feststellt, „dass nämlich dasselbe demselben und in derselben Beziehung [...] unmöglich zugleich zukommen und nicht zukommen kann.“ (Aristoteles, Met. IV, 3 (1005v 19f.)) Kurz gesagt: Widersprüchliches lässt sich nicht denken. Würde der ‚Satz vom (ausgeschlossenen)

Widerspruch' nicht wahr sein, würde nicht zuletzt unsere Rede von Wissen und Wahrheit sinnlos werden, denn etwas zu wissen heißt, einen Wahrheitsanspruch zu erheben, mithin über Gründe zu verfügen, die die Behauptung, das, was man glaube, sei falsch, widerlegen können. Es wäre dann auch unmöglich, das Phänomen Selbsttäuschung zu beschreiben, weil wir dazu auf epistemische Gehalte wie Glauben und Wissen und auf den Begriff der Wahrheit zurückgreifen müssen. Dass der ‚Satz vom (ausgeschlossenen) Widerspruch‘ wahr ist, scheint allerdings umgekehrt zu implizieren, dass Selbsttäuschung unmöglich ist, denn dann ist ausgeschlossen, dass eine Person einem Sachverhalt zugleich Wahrheit und Falschheit zuschreiben kann. Genau das passiert aber offensichtlich, wenn sich Personen selbst täuschen. Wenn die Wissensbedingung also tatsächlich das beschreibt, was für den Zustand der Selbsttäuschung charakteristisch ist, dann ist Selbsttäuschung ein genuin paradoxes Phänomen. Dieses Paradox ist als so genanntes *statisches Paradox* in die philosophische Literatur eingegangen:

„[T]he very nature of belief precludes one’s simultaneously believing that *p* is true and believing that *p* is false. Thus we have a *static* puzzle about self-deception: self-deception, according to the view at issue, requires being in an impossible *state of mind*.” (Mele 2001, S. 6f.; Hervorhebung im Original)²

Es liegt nahe, dem statischen Paradox dadurch zu entgehen, dass man die Auffassung bestreitet, wer sich selbst täusche, hielte eine Überzeugung zugleich für wahr und für falsch. Denn das wäre in der Tat eine Verletzung des ‚Satzes vom (ausgeschlossenen) Widerspruch‘, ein Verstoß gegen ein, wenn nicht *das* Grundprinzip unseres Denkens und damit ein unmöglicher, nicht verständlich zu machender Bewusstseinszustand. Personen, die sich selbst täuschen, so wird dagegen behauptet, seien nicht auf diese grundlegende Weise irrational. Das Bild eines offensichtlichen Widerspruchs entstehe nur dann, wenn man Selbsttäuschung streng nach dem Modell intersubjektiver Täuschung auffasse. So wie dort der Getäuschte etwas glaubt (für wahr hält), von dem der Täuscher weiß oder zumindest subjektiv sicher ist, dass es falsch ist, müsse auch der, der sich selbst täuscht, dasselbe zugleich glauben und nicht glauben. Diese Annahme einer strengen Parallelität von Fremdtäuschung und Selbsttäuschung werde dem zuletzt genannten Phänomen aber nicht gerecht. Weil es unmöglich sei, explizit zu wissen, dass das, wovon man überzeugt ist, falsch ist, und es dennoch für wahr zu halten, könne das keine angemessene Beschreibung

2 Vgl. auch Mele 1998, S. 37f. und 1987, S. 121.